Weihnachten im Kindergarten

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 51

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-649550

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Weihnachten im Kindergarten

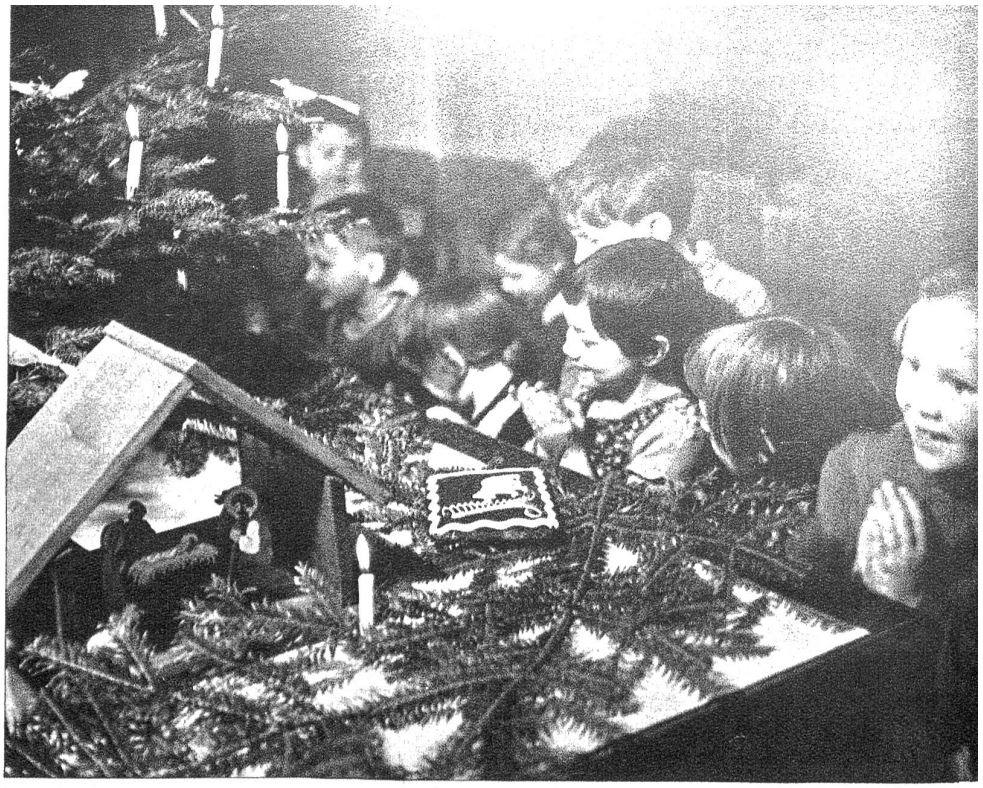

Photo Tschirren

Weihnachten . . . Fest der Kinder! Die Lehrerin hat die Kerzchen angezündet — so viele sind es — doch da ist noch eines, das noch nicht brennt! Und dort auch! da brennt ein Zweiglein, schnell löschen. Nun kommt das Weihnachtslied. Hell tönt und etwas unsicher das ewig junge „O du fröhliche . . ."

Welch eigenartig tiefe Ergriffenheit strahlt uns aus diesen Kinderaugen entgegen! Sie haben so Vieles und so Schönes geschaut. Und das Ruthli ist schon sehr müde und möchte nun bald heim.

Strahlende Freude leuchtet aus den jungen Gesichtchen. O Lichterglanz, o freudvolle Erwartung.

Die Lieder sind gesungen, die Verslein aufgesagt und die Mandarine gegessen. Die kleine Kinderfeier ist zu Ende. Nun kommt das Schlussgebet, der Dank für all das Schöne und Gute und die Bitte, dass doch alle, alle Kinder ein frohes und glückliches Weihnachtsfest feiern könnten! Das Fest ist zu Ende, das gewohnte Leben nimmt wieder seinen Gang, aber noch leuchtet es aus den Augen, wenn sie vom Christkindlein und vom Weihnachtsbaum erzählen.

ausdehnen. Wenn dazu abends und morgens noch eine rechtschaffene Rösti auf den Tisch kommt, kann man es gut aushalten und lebt wohl daran. Es dürfte sich empfehlen, gerade die Woche zwischen Weihnachten und Neujahr dafür zu verwenden, weil man da immer soviel zu tun hat, und es am Neujahr sowieso immer etwas Gutes gibt.

Aber nun das Allerwichtigste. Nein, nicht wegen der Zahl der Erbsen. Die müssen gegessen werden, ob man etwas gewonnen hat oder nicht. Das Allerwichtigste wegen dem Wettbewerbserbsmus. Das obangeführte Rezept wäre ja nichts besonderes, wenn es nicht Wettbewerbserbs wären. Was dem Wettbewerbserbsmus die rechte, einzigartige und nie wiederkehrende Weihe und Würze gibt ist folgendes: Man denke sich beim Kochen, wenn man im Wettbewerbserbsmus rührt, wenn man es anrichtet und wenn man es ißt, — was man nun mit den 500 Franken des 1. Preises alles gemacht hätte, — wenn, ja, wenn man sie gewonnen hätte. Es ist dies ein geradezu unerschöpfliches Thema. Man kann Reisen machen, etwas Schönes kaufen, sich ein Gebiß machen lassen, die Felläden anstreichen oder die Kommode neuauffrischen lassen, oder man könnte sogar vielleicht eventuell die längst schon reklamierten Schulden oder die Steuern pro 1941 damit zahlen. Kleider wünscht man sich besser nicht (auch Damenkleider nicht), wegen der Kleiderkarte. Die reicht ja ohnehin nicht aus für soviel Geld. Kurz und gut, das Wettbewerbserbsmus kann eine unerschöpfliche Quelle stillen und beschaulichen Glückes werden.

Eigentlich wollten wir ja schon lange sagen, wieviele man gehabt haben müßte, um den ersten Preis gewonnen zu haben. In der Büchse — doch da muß ich, bevor ich schließe, doch noch die Geschichte in Erinnerung rufen, die man sich beim Erbsmus gewöhnlich erzählt und die einem unfehlbar dann in den Sinn kommt, wenn man eine vereinzelte ganze Erbs (auch wenn es eine Wettbewerbserbs sein sollte) im Erbsbrei vorfindet: Es war einmal Einer, nämlich der, welcher diese Geschichte erfunden hat, — sie läßt sich übrigens genau datieren, — es war n a ch der Entdeckung Amerikas, aber es war kein Amerikaner, — es war also einmal Einer bei einem Festmahl. Als man so beim schwarzen Kaffee saß, und es noch etwas lange ging bis zum Abendessen, kam man darauf, sich Rätsel zu erzählen (es waren Damen dabei). Dieser Eine, von dem oben die Rede war, ließ sich eine Handvoll Bohnen kommen, machte davon ein Häufchen und legte sorgsam eine Einzelne für sich allein neben die andern. „Nun, meine Damen und Herren, w a s heißt das?" Großes Raten. Keiner kam darauf. (Weil der Witz damals noch neu war.) „Nun, das ist doch ganz einfach, das heißt — Bohnaparte." Ahaa! Die Geschichte hatte großen Heiterkeitserfolg. Man war damals in den Witzen noch nicht so anspruchsvoll wie heute. Es dürfte daher in der Biedermeierzeit gewesen sein. Ein anderer merkte sich die Sache. Und bei der nächsten passenden Gelegenheit will er sie zum Besten geben. „Kellner, bringen Sie mir bitte eine kleine Handvoll Bohnen!" „Bedaure sehr, mein Herr, wir haben keine, sie sind uns eben ausgegangen." „Dann haben Sie vielleicht Kaffeebohnen?" „Tut mir leid, bedaure sehr, wir haben nur gemahlenen Kaffee." „Dann haben Sie vielleicht Erbsen?" „Jawohl, mein Herr, bitte sehr, bitte gleich!" Der Kellner bringt eine kleine Handvoll Erbsen. Jener Herr, der den Witz vom Bohnaparte wiedererzählen wollte, legt sie, wie er es gesehen, an ein Häufchen vor sich auf den Tisch, nimmt sorgsam eine davon und legt sie neben die andern. „Bitte, meine Damen und Herren, was heißt das?" Triumphierend blickt er in die staunenden und ratenden Gesichter ... „Ja, das ist doch soo einfach ... bitte, meine Damen und Herren, das heißt doch ... na, kann es denn keiner erraten? ... das heißt doch ganz einfach — Napoleon!" — Das also ist die Geschichte, die man sich beim Erbsmusessen jeweils erzählt (man hört sie immer wieder gern, auch wenn man sie bereits kennt), und die man beim Bernerwochenweihnachtspreiswettbewerbserbsmusessen keineswegs anzubringen unterlassen sollte. Besonders wenn man Freunde dazu eingeladen hat. (Ein guter Burgunder ist bei dieser Gelegenheit zum Erbsmus sehr zu empfehlen, — zum Sauerkraut dagegen einen leichten Weißen, Waadtländer oder Schaffiser!) Auch Bockbier wäre recht — aber es soll dieses Jahr keines geben. Man frage nur nicht vorher etwa: „Kennt den einer schon, — den vom Bonaparte?", sondern fange gleich damit an, und wenn einer bei den ersten Worten etwa rücksichtslos dazwischen unkt: „Aha, kenn' ich!", dann lasse man sich dadurch nicht aus dem Konzept bringen. Es soll immer noch einige geben, die diese Geschichte noch nicht kennen.

Und nun zum Schluß noch wegen der genauen Anzahl der Erbsen in der Büchse. Es waren, nach der notariell beglaubigten Zählung: — doch ich glaube, es ist jetzt gar nicht mehr nötig es zu sagen. Wem die Sache zu langweilig geworden ist, der hat ja schon längst weiter geblättert und auf Seite 1282 die richtige Zahl gelesen. Ich hätte es schon früher sagen können, aber dann hätte die Geschichte ein Ende gehabt. Und die Überschrift heißt doch: „Erbsen ... Erbsen ... und k e i n Ende!" Übrigens: Das Zählen der Erbsen dauerte wesentlich länger als meine Geschichte. Und außerdem: Die ganze Sache ist irrtümlich gedruckt worden, man ist daher gebeten, sie beim Lesen auszulassen.

Mit fröhlichem Erbswettbewerbsengruß und besten Wünschen für die Festtage die Redaktion.

An es rächts Ort härecho!

Dasmal het me würklech ds Gfüel, er syg an es rächts Ort härecho, üsen erscht Prys vom Bärner Wuche-Wienachtswettbewerb! Es het wohl chuum öpper meh wunder gnoh, wär ächt die füfhundert Franken überchöm, als grad üüs fälber, wo bim uszelle sy derby gsy. Wo's gäge Schluß gangen isch mit zelle, — mir sy scho über drütusig use gsy —, het jede vonis o no e Zahl ufgschribe, für z'luege, wie nach mer a ds Resultat chämte. Gulte het's natürlech de nüt. Aber i chan ech doch verrate, daß es für mi no zu mene Troschtprys glängt hätt!

Wo's im immer meh gnaachet het und mer schließlech nume no die ungrade nüün Arbsli hei im Truckli inne gha, hei mer du no einisch alles gnau nache zellt, für ganz sicher z'sy, daß mer is nid trumpiert heige. Je hundert Arbsli het me geng in eis Couvert yne ta, und mir hei richtig zwöiedryßg dere Couverts gha. Also mit dene ungrade, wo no sy für blibe, zäme, grad genau drütusigzwöihundertundnüün. Alles isch drümal zellt gsy; es het also müeße stimme. Der Notar Fleuti het die Zahl fyrlech feschtgstellt, und du sy mer hinger die Chäschte gange, i dene alli Charte, wo bis zum richtige Termin yglangt sy, genau nach der Höchi vo irne Zahle sy ygreiht gsy.

Zwöitusigachthundert, — nünhundert, — drütusig, — drütusigeihundert, — d'Spannig isch gwachse, — drütusigzwöihundert, — wär isch es ächt? — wär het ne? — drütusigzwöihundertzwöi — füf, sächs, — was isch es ächt für ne Handschrift?